



Abend:

Zeitung.

67.

Montag, am 19. März 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Zweite Liebe.

(Fortsetzung.)

„Ludolf — ist's möglich — Du?“ — rief der junge Baron, und der Ueberraschte sank mit einem Freudenschrei an sein Herz.

„Wie geht Dir's, Bruder, sprich,“ fragte Eichensström, als die erste Freude des Wiedersehens vorüber und er mit der Erzählung seiner jüngsten Vergangenheit zu Ende war.

Der Freund lächelte nach seiner gewohnten Art düster vor sich hin. „Wie es dem Heimathlosen, Vereinzelten gehen kann, dem es nicht so gut ward, gleich Dir ein neues freundliches Verhältniß anzuknüpfen — arm, mittellos und ohne einen festen Haltspunkt ging ich, als meine Studien beendet waren, nach der Residenz, verweilte dort unbeschäftigt und doch rastlos Beschäftigung suchend in meiner ärmlichen Lage so lange, bis mir durch einige gelungene Arbeiten, die ich für einen Subaltern des Ministers verfertigt, die Protection der Excellenz zu Theil, und ich später in der Eigenschaft eines Privatsecrétaires bei ihm angestellt ward. — Jetzt begleite ich ihn auf einer Geschäftsreise.“

„Du kommst aus der Residenz — zwar ist's beinahe noch sechs Meilen von meiner Heimath — sagte Eichensström — doch weißt Du nicht zufällig etwas von dem General Harrow, meinem zweiten Vater, wie ich Dir eben erzählt, oder von seiner Familie?“

„Von ihm nicht,“ war die Antwort, „doch hört' ich den Namen jetzt oft nennen, seine Nichte, ein schönes

Mädchen, höchstens achtzehn Jahr alt, ward kürzlich als Hofdame bei der Herzogin angestellt — auch die Mutter ist nach der Residenz gezogen“ — —

„Du sahst sie — o sprich, wie ist Hedwig geworden?“ rief Ottokar lebhaft.

„Schön, ein sehr schönes Mädchen, von Bewunderern umringt und sonach nicht ohne Bewußtseyn ihrer Schönheit, wie mir's scheint“ — sagte Ludolf.

Ottokars Herz klopfte fast hörbar — „Du warst immer ein strenger Richter des weiblichen Geschlechts,“ meinte er, scheinbar unbefangen.

„Ich verlernte früh, es zu achten,“ entgegnete der Freund kalt, — „meine Eltern kannte ich nicht, — eben so wenig erfuhr ich je die Umstände, unter denen ich das Licht der Welt erblickt — möglich, daß ein Verbrechen mir das Leben gab — ein böses Weib pflegte meine zarte Kindheit, sie schwand traurig dahin — oft negten Thränen mein hartes Brod — täglich warf sie mir vor, ich sey ein Kind der Sünde. — Als ich etwa das achte Jahr erreicht, trat einst eine vornehme Dame in das ärmliche Gemach, wo ich begierig lernend, im Winkel saß, denn seit ich meiner bewußt ward, zog es mich zu den Büchern. Man rief mich hervor und ich mußte mich der Fremden nähern — sie betrachtete mich — ich fand sie schön und griff nach ihrer Hand, sie zu küssen, doch mit Härte entzog sie sich mir und sagte streng: „Berühre mich nicht, Bube, Du griffest schon störend genug in mein Glück und nach meinem Herzen“ — wie ähnlich sieht er ihm! — sagte sie darauf, mich mit dem unverkennbaren Ausdruck

des Hasses betrachtend — ich bebte zurück — sie aber würdigte mich keines Blicks weiter, zahlte meiner Pflegemutter eine Summe Geldes und verließ uns. Seitdem sah ich sie nur noch einmal — doch ich langweile Dich“ —

„D fahre fort,“ rief Ottokar mit tiefer Rührung, „ich höre Dich mit unsäglichem Antheil. —

— „Ich lernte fleißig,“ setzte Rudolf seine Erzählung fort, „die Lehrer gaben mir rühmliche Zeugnisse und meinten, ich werde bald vorwärts kommen — das böse Weib, bei dem ich war, setzte sich aber scheltend entgegen, wenn ich über den Büchern lag, und behauptete, das viele Lernen sey ganz unnütz und ich nur für ein Handwerk bestimmt; und wenn ich weinend mich auf den Ausspruch der Lehrer berief, mißhandelte sie mich und nahm mir das Licht, daß ich Abends nicht lesen konnte. Doch der Drang des Wissens und Fortschreitens regte sich nur mächtiger in mir, und ich verkaufte heimlich das kärgliche Morgen- und Besperbrod, um mir ein wenig Del oder Licht anzuschaffen und halbe, oft ganze Nächte hindurch in meiner einsamen Bodenkammer zu lernen. — Da erschien, als ich funfzehn Jahr alt seyn mochte, die kalte strenge Dame wieder, ein kleines engelschönes Mädchen an der Hand — ich ward gerufen und stand scheu und befangen vor ihr.

„Du willst durchaus studiren?“ fragte sie, mich feindlich fixirend.

„Es ist mein höchster Wunsch, gnädige Frau,“ gab ich blöde zur Antwort.

„Ein Handwerk wäre passender für ihn,“ bemerkte sie gegen die Pflegemutter, — „am Ende bin ich es doch nur, die alle Mittel zu des Buben Fortkommen liefern muß — und ich entziehe es gewissenlos meinem eignen Kinde, um einem — Bastard fortzuhelfen.“

„Meine Wangen brannten — nur zu gut kannte ich bereits des harten Wortes Bedeutung, mit dem sie mich, den Schuldlosen, niederdonnerte; — ich stand, keines Lautes mächtig und doch tobte es in mir — ich strebte zu reden, allein die Zunge versagte mir den Dienst, endlich brach ich in ein konvulsivisches Weinen aus.

„O Mutter, sieh, der hübsche blasse Knabe weint,“ sagte das Kind, und hob bittend seine kleinen Händchen empor, „sey doch freundlich mit ihm,“ — und sie trat schüchtern zu mir und bot mir die kleine Rechte.

„Ich glaube, der Bube ist beleidigt,“ lächelte die Dame verächtlich — „mir gleich! — Du wirst studiren,“ fuhr sie mich hart an — „drei Jahr bezahle ich Deinen Aufenthalt auf der Universität — dann habe ich das Ueberschwängliche gethan.“

Der jähe Uebergang von der entsetzlichsten Beschämung zur Erfüllung meines höchsten Wunsches war für ein durch fast übermäßige geistige Anstrengung überreiztes Nervensystem, welches durch keine kräftige physische Organisation und Pflege unterstützt ward, zu angreifend — ich stürzte zu ihren Füßen, wollte ihre Kniee umfassen, weinte, lachte, schluchzte in einem Athem — aber sie wendete sich kalt hinweg — „welche Ueberrheit!“ sagte sie, die Achseln zuckend, zu meiner Pflegemutter — „diese übertriebene Empfindsamkeit hat er von ihr — gerade so überspannt war auch Josephine — und die unmännliche Weichheit ist das väterliche Erbtheil.“ — Sie ging hinweg, das Kind nickte mir noch schüchtern zu, kehrte, als sie schon einige Schritte fort waren, wieder um und reichte mir verstoßen einen kleinen gestickten Geldbeutel mit einigen Münzen. „Da nimm das, armer Knabe,“ sagte sie mit einer wahrhaft himmlischen, mir unvergeßlichen Freundlichkeit — und als ich mich beharrlich weigerte, traten Thränen in ihre blauen Augen und sie sprach ängstlich: „wenn Du es nicht willst, kränkst Du mich zu Tode, sieh, auf dem Beutel steht mein Name.“ — Da rief die Mutter der Verweilenden, sie flog davon, und ich behielt den Beutel und habe ihn oft betrachtet und nie die Silbermünzen ausgegeben, selbst wenn mich die härteste Noth versuchte — auf der Börse stand ein S. und dieser einzelne Buchstabe gab mir vielfach Stoff zum Nachdenken —

(Fortsetzung folgt.)

Die E p a v e n .

(Fortsetzung).

Frau de la Rebelière zuckte die Achseln und Cäcilie hörte mit einer Art Furcht zu. Schon mehr als einmal hatte sie sich, seit ihrer Ankunft auf Martinique und beim Anblicke der elenden Lage der Neger, gefragt, ob diese 400 Sklaven auf der Rebelierschen Besitzung sich nicht eines Tages gegen ihren Herrn empören würden, dessen unerbittliche Peitsche nie ruhte. Herr de la Rebelière sah hinter sich und begann dann wieder: Seit Palame unter die Marron-Neger entlaufen, bin ich unruhig.

— Es war freilich ein Verlust. Er war leicht 1200 Livres werth.

— Wer? der weiße Sklave? fragte Cäcilie.

— Es giebt keine weißen Sklaven, entgegnete schnell Rebelière. Palame ist ein Mulatte, von Gott weiß welcher indischen oder caraischen Mutter geboren. Es giebt unter allen diesen Racen eine solche Unordnung, daß der Teufel selbst nicht seine Kinder wieder herausfinden kann.

— Seine Haut ist eben so weiß wie die des Aufsehers meiner Besitzung, Herrn Mathieu.

— Einerlei! Er ist ein Mulatte, ein Schuft von einem Mulatten, dem ich viel zu viel nachgesehen habe.

— Er ist aber doch oft genug auf die 4 Pfähle gelegt worden, sagte Frau de la Rebelière. Sie sind selbst daran schuld, wenn Sie Sich jetzt ängstigen. Ich habe Ihnen tausendmal angerathen keinen Epaven zu kaufen. Sie gehn zuletzt stets durch.

— Was ist das, ein Epave? fragte Cécilie wieder.

— Ein Neger oder Mulatte, der niemand angehört, und doch auch kein Recht auf die Freiheit hat. Die Regierung greift dergleichen Leute auf und verkauft sie zu ihrem Vortheil.

— Ach Du mein Gott! rief Cécilie. Aber ist denn das recht?

— Ei freilich. Das Gesetz schreibt es so vor, entgegnete Rebelière. Aber Eleonore hat recht, man muß nie Epaven auch noch so wohlfeil kaufen. Das herum-schweifende Leben, das sie oft Jahre lang getrieben haben, hat sie verdorben. Sie haben alle den heißesten Drang nach Freiheit und hassen den Gehorsam. Züchtigt man sie, so rächen sie sich. Ja, sie rächen sich furchtbar.

— Aber mein Gott! Kommen Sie nur nicht immer wieder mit Ihrer ewigen Furcht, unterbrach ihn spottend seine Frau. Da haben Sie sich nun schon wer weiß wie lange gefürchtet, ohne daß man Ihnen auch nur ein Haar gekrümmt hätte! Ihre Neger werden so streng beaufsichtigt, Sie flößen ihnen eine solche Scheu ein, daß sich selbst beim jüngsten Gericht keiner gegen Sie erheben würde. Freilich wenn sie wüßten in welcher steten Angst Sie schwebten . . .

— Ich schwebe in keiner Angst, fiel Rebelière ein und stand auf: ich weiß, daß keiner dieser Elenden die Hand gegen mich aufheben würde. Nein, ich fürchte nichts!

Eine Pause trat ein. Herr de la Rebelière ging mit den Händen auf dem Rücken einher; seine Frau hatte sich in ihrem Sessel ausgestreckt und spielte mit dem Blumenstrauch, den Cécilie hatte fallen lassen. Diese fühlte sich tief beklommen. Diese Ideen, diese Sitten auf welche sie ihre Erziehung nicht vorbereitet hatte, machten einen peinlichen Eindruck auf sie. Ihre ganze Seele empörte sich beim Anblicke der harten Züchtigungen der unglücklichen Neger, und doch besaß auch sie Sklaven, die man eben so arbeiten ließ und bestrafte. Dreihundert gab es deren in der großen Besitzung des Mornes, zu deren Erbin sie das Testament eines entfernten Verwandten gemacht hatte.

— Mein Herr, sagte auf einmal Frau de la Rebelière, wenn Ihr Aufenthalt im Fort-Royal weniger als 14 Tage dauern sollte, so können Sie uns von den heißen Quellen abholen. Ich will mir dort etwas zu thun machen. Fürs erste werde ich das Haus wieder in Stand setzen, und dann will ich darumher einen Garten besäen und anpflanzen lassen. Die Lage soll hinreißend schön und die Luft sehr gesund seyn. Unsere alte Kammerfrau Femi hat uns eine reizende Beschreibung davon gemacht. Nicht wahr, Cécilie?

— Ja, sie erzählte uns, daß es in ihrer Jugend dort eine große Hütte der Wilden (Carbet) gegeben habe, und die Cariben bis hierher gekommen wären um schöne baumwollne Hamaks gegen Brantwein zu vertauschen. Aber diese armen Leutchen sind schon seit langer Zeit verschwunden.

— Man hat sie heftig bekämpfen müssen, entgegnete Rebelière. Ich will Ihnen das nächstens erzählen. Ich war noch ein Kind damals, aber doch erinnere ich mich.

Frau de la Rebelière war aufgestanden und betrachtete durch die Rouleaux die schlummernde Erde und den hellen, klaren Himmel. Es ist spät, sagte sie: wir müssen zu Bett gehn, wenn wir morgen mit Tagesanbruch aufstehn wollen. Mein Herr, wir wünschen uns gegenseitig eine glückliche Reise. Nein, nein, das verzeihe ich Ihnen nie, daß Sie mich nicht mit nach Fort-Royal nehmen! Am Ende wärs noch Zeit . . .

— Meine theure Eleonore, sagte Rebelière, indem er die Hände seiner Frau ergriff: wenn Sie nun durchaus an die heißen Quellen gehen wollen, statt meine Rückkehr ruhig hier zu erwarten, so will ich mich nicht länger dagegen setzen, aber seyen Sie vorsichtig, ich beschwöre Sie! Suchen Sie nicht tiefer in die Wälder einzudringen. Hüten Sie sich vor den Marron-Negern, den Schlangen und giftigen Gewürm. Zünden Sie, so wie Sie ankommen, ein großes Feuer an, um die Luft im Hause gesünder zu machen, und nehmen Sie statt 10 Sklaven deren 20 mit, damit sie Tag und Nacht Sie sorgsam bewachen. Ich wäre außer mir, wenn Ihnen ein Unglück zustieße, meine Theure, denn Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe!

Hiermit küßte er ihr zärtlich beide Hände, welche sie nicht zurückzuziehn wagte, aber ein ungeduldiger und verächtlicher Seufzer gab deutlich genug das Gefühl zu erkennen, womit sie diese Zeichen von Liebe aufnahm. Seit drei Jahren mußte sie die Beweise dieser selbstischen, eifersüchtigen, tiefen, unverföhnlichen Liebe ertragen. Sie gestand es sich noch nicht selbst ein, aber sie haßte ihren Mann und fürchtete ihn doch zu sehr, um ihm nicht

trotz ihres Widerwillens zu gehorchen. Sie wagte es nicht, gegen diese Eigenheiten anzukämpfen, ob sie sich gleich manchmal das traurige Vergnügen machte, ihm ins Gesicht sich darüber lustig zu machen, und unterwürfig wenn auch nicht ergeben in eine Lebensweise für die sie nicht geschaffen war, verging sie fast vor Kummer, besonders aber vor Langerweile. Herr de la Rebelière ließ übrigens sie allen ihren Phantasieen nachhängen, wenn sie nur entfernt von der größern Welt lebte: sie war unumschränkte Gebieterin in der Art von Gefängniß, in welchem sie die zügellose Eifersucht ihres Mannes zurückhielt, und benutzte manchmal diese Freiheit bis zum Uebermaß. So wollte sie denn auch jetzt zu den heißen Quellen reisen und sich auf dem Wege durch diese Wüsten allem aussetzen, bloß um das Vergnügen zu haben, den Platz zu wechseln und irgend eine Verschiedenheit in die Monotonie ihrer Lebensweise zu bringen. Bei sol-

chen Gelegenheiten schüttelte sie ihre Schwermuth und Trägheit ab, sie ward thätig, unermülich.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensgenuß.

Süßes Daseyn! Ja, Genuß ist Leben;
Ist ihm wenig andrer auch gegeben.
In des Tages helles Licht zu schauen,
In die Nacht sich friedlich einzubauen;

Sonn' und Mond, und Sternenhimmel sehen;
Früh am Morgen munter aufzustehen;
In die Arbeitsfurche Saat zu streuen,
Und vom Himmel hoffen ihr Gedeihen;

Gott, Natur, ein treues Herz zu lieben,
Innig sich zu freun und zu betrüben;
Süßes Leben! Ja, in Wonn' und Wehe
Ich in dir die liebste Freundin sehe!

Julie v. Großmann.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Paris.

(Beschluß.)

Die neuen Stücke, welche seit dem Anfange dieses Jahres auf die Bühne gebracht sind, zeichnen sich, wie schon bemerkt, zum Theil durch die Vermeidung der Laster- Intriguen und Entfesselungen aus, deren sich die Dichter anfangen zu schämen, und deren das Publikum sichtbar müde wird, aber dieses negative Verdienst ist so ziemlich alles Böbliche, was sich davon sagen läßt. Zu den Stücken, die einiges Aufsehen gemacht haben, gehört „Trascati“, von Desforges, welches im Theater des Palais Royal mit ziemlichem Beifall gegeben wird, den es übrigens nicht verdient. Das Publikum lacht auf Kosten der Diplomatie, welche hier durch einen spanischen Gesandten repräsentirt wird, der im Auftrage seiner Königin die Arbeit des Pariser Schusters dirigirt, welcher allein das Geheimniß besitzt, dem königlichen Fuße eine elegante Bekleidung zu geben. Fürchtend, daß dieser Theil seiner diplomatischen Mission verrathen sey, fährt der Gesandte zusammen, so oft das Wort Schuh ausgesprochen wird, und läßt sich durch dasselbe wie durch eine Zauberformel zu Allem bringen, was ein lustiger Soldat, der die magische Wirkung des Wortes bemerkt hat, von ihm verlangt. Diese Scene ist der Glanzpunkt des Stücks; man mag daraus auf das Uebrige schließen. Ein anderes, neues Stück des Theater des Palais Royal ist „L'Isle de la Folie“, eine allegorische Posse, in welcher die politischen, literarischen und sonstigen Thorheiten des vorigen Jahres durchgezogen werden. Der Gegenstand hätte glücklicher behandelt werden können, und das Stück erhält eigentlich nur durch den zufälligen Umstand Werth, daß die ganze Elite der vortrefflichen Truppe des Palais Royal darin auftritt.

Das Casino Paganini, dessen Bankrott vor einigen Wochen als unvermeidlich und nahe bevorstehend angekündigt wurde, setzt seine Concerte und Bälle noch immer fort,

allein die Gunst des Publikums bleibt Müßard und Valentino getreu, da diese außer den Privilegien der Anciennität das Verdienst um die Hälfte wohlfeilerer Preise für sich haben. Es wäre ein wahrer Verlust und zugleich ein bitterer Vorwurf für Paris, wenn jene Anstalt, welche an Pracht und Eleganz Alles übertrifft, was man in dieser Art bis jetzt gesehen hat, aus Mangel an genügender Unterstützung von Seiten des Publikums zu Grunde ginge. Alle Künste haben ihren Beitrag zur Ausschmückung des Casino gegeben. Die Architektur der großen Rotunde, welche den Mittelpunkt seiner vielen Säle, Zimmer und Corridors bildet, ist eines Tempels der Kunst vollkommen würdig. Der von Säulen getragene Dom der Rotunde mit seinen reichen Frescomalereien und Vergoldungen erinnert an die Nachbildungen des Pantheon, welche man in einigen deutschen Städten sieht. Die Decorationen des geräumigen Foyer, und sein glänzendes Ameublement sind ein Topus des mit dem Luxus gepaarten edelsten Geschmacks. Büsten der Koryphäen der Dichtkunst, der Malerei und der Tonkunst schmücken die Gänge, welche die verschiedenen Räume mit einander verbinden. Ueppige Festons von Treibhausblumen schwingen sich von Säule zu Säule wie ein Versprechen des Frühlings und eine freundliche Gärtnerin bietet dem Besucher die gewähltesten Sträuße. Das Orchester ist stark genug besetzt, um den weiten Raum völlig zu füllen, und gewiß das am Besten bediente von Paris. Der Gesang, welcher aus den gewöhnlichen Concerten verbannt ist, hat im Casino seine Heimath gefunden, gegen die er sich nicht undankbar zeigt. Die Magie einer Beleuchtung, durch unzählige Candelaber vollendet den feenhaften Eindruck, welchen der Besuch des Casino auch auf denjenigen hervorbringt, der große Ansprüche zu machen und befriedigt zu sehen gewohnt ist. Und alle diese Herrlichkeit sollte vergänglich seyn wie ein Paar kurze Wintermonate, der nächste Frühling sollte von ihr nichts mehr finden als die Erinnerung? Zur Ehre der Residenz des Luxus und der Eleganz (des Kunstsinns kann ich leider nicht hinzufügen) will ich es nicht fürchten.